

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 279. Bromberg, den 6. Dezember. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Recht des Besitzes am Harvestehuder Moor nahm wirklich der Fiskus für sich in Anspruch. „Niemandsland" war es also jedenfalls nicht, und der liebe Gott hatte auch nichts zu sagen. So ergaben sich für Treutlin neue Reisen, die ihn zu den verschiedensten Verwaltungsstellen führten, vom Amtsvorsteher an bis hinauf zum Oberpräsidenten. Die untergeordneten Behörden erwiesen sich harthörig und benahmen sich zugeknöpft, zuckten die Achseln und sprachen begründend von ungenügenden Mitteln. Erst in Hannover brachte man seinen Plänen, das Harvestehuder Moor der Siedlung zu erschließen, Verständnis entgegen und stellte ihm Staatsmittel in Aussicht. Auch seinem Vorschlage, in erster Linie ehemalige Frontkämpfer, denen die Rückkehr in den alten Beruf verschlossen war, als Siedler zu berücksichtigen, hatte man nicht ablehnend gegenübergestanden.

Schon im Beginn des Februars erschien eine Regierungskommission, die die Verhältnisse an Ort und Stelle prüfen wollte, nicht ungünstig urteilte und wohlwollende weitere Erwägung in Aussicht stellte. Zum Ende des Monats hin betraute man Treutlin mit den Obliegenheiten eines stellvertretenden Regierungskommissars mit der Hauptaufgabe, Siedler heranzuziehen. Die technische Leitung des Unternehmens sollte einem bewährten Geologen und einem Regierungsbaumeister übertragen werden, und die Zahlung der ersten Zuschüsse war für Anfang April vorgesehen. —

Heinrich von Treutlins Leben war mit einem Male, gleichsam über Nacht, wie zu einem glatten hellen Wege geworden, den man auf ein weites Stück hin übersehen kann. Mitunter deuchte es Treutlin, als ginge es fast zu glatt und hell, und er meinte, daß er der Götter Neid fürchten müsse, die ihn in ein zerklüftetes, dunkles Elendsland zurückstoßen könnten.

Jedenfalls war eins gewiß: Die Vergangenheit war zwar nicht vergessen, konnte nicht vergessen sein, weil sie das nicht gestattet, aber sie lag im Nebel versunken, war grau und unwirklich geworden, und etwas Neues, Kommendes wurde in froher Erwartung und mit dem Willen zum Siege in den Kreis der Betrachtungen gezogen. Es war wie ein vielstimmiges Klingen zwischen einem scheidefrohen Ade und einem starkgläubigen Glückauf!

Trotzdem Treutlin während der vorbereitenden Schritte auch verschiedene Male mit Dibelius hatte verhandeln müssen, war er mit Gagern nicht wieder zusammen gewesen. Eine Art Scheu, fast eine Furcht hatte ihn immer an der Tür des Zimmers Nr. 5 vorübergehen lassen, ohne es zu vermögen, sie zu öffnen und Gagern zu besuchen.

Eine rechte Erklärung für sein Verhalten vermochte er sich nicht zu geben. Denn, daß seine Abneigung gegen das öde Zimmer die Veranlassung sein könnte, glaubte er selbst nicht, obwohl er damals ein Wiedersehen in Gagerns Arbeitsraum so gut wie abgelehnt hatte.

Vielleicht war es die trennende Kluft der Weltanschauungen, die ihm erst nachträglich voll zum Bewußtsein gekommen, die den Besuch vereitelte. Vielleicht auch . . . Aber nein, diese Frau ging ihn ja gar nichts an. —

Merkwürdig war es, daß Treutlin an dem Tage, als man ihn mit der Gewinnung von Siedlern betraute, zuerst an Gagern dachte. Vielleicht war es möglich, ihn dem Bürgertum zurückzugeben, wenn man ihn für den Siedlungsgedanken zu gewinnen vermochte. Wenn es gelang, ihn aus seinem Brüten und Grübeln, aus der entsetzlichen Öde der vier Wände im Gerichtsgebäude herauszureißen und ihn aufbauender Arbeit zuzuführen. Ihn wieder mit dem Atem der Schöpfung in Berührung zu bringen, ihn die segnenden Kräfte der Sonne, des Windes, das geheimnisvolle Schaffen der Natur zwischen Saat und Ernte spüren zu lassen, wenn er ein Siedler wurde — dann konnte er geheilt werden.

*

Um sicher zu sein, Gagern in seiner Wohnung anzutreffen, wählte er zu seinem Besuche einen Sonntag, den ersten im März.

Die Heidelerche übte das alte Tirili zu neuen Frühlingsliedern und stand flatternd über dem toten Kraut. Am Hünengrab bei den Wisdruper Birken, auf dessen Gestein die Sonne wie ein Silberfleck lag, ging ein Sprung Rehe über den Weg. Eine Glocke klang von Westernhagen her, tief, volltönend.

Treutlin wurde die Seele weit, und er hatte guten Mut. Ja, wenn er jetzt Gagern an seiner Seite hätte, dann wäre er seines Erfolges sicher gewesen.

Wie es Alter Markt 19 sein würde, das war zweifelhaft. Es galt, eine halbdunkle, gewundene Stiege mit knarrenden, schmutzig feuchten Stufen sich hinaufzutasten. Ein übler Geruch, eine Mischung aus Dünsten, wie sie sonnenlosen Höfen eigen sind und wie sie einer Küche entströmen, in der das Essen angebrannt ist, füllte das alte, gebrechliche Haus.

Eine ganze Weile stand er nach seinem Pochen an der einzigen Tür wartend im Halbdunkel des Flurgevierts und starrte auf schiefgeneigte Fachwerkwände, die große, bizarr geformte Stellen ohne Putz aufwiesen. Ihn fröstelte. Ein quälendes Unbehagen peinigte ihn. Der Gedanke, umzukehren, lag ihm näher, als der, zu warten, noch einmal zu klopfen . . .

Und dann, wie damals im Zimmer Nr. 5, ein Lichtstreifen, goldig, zartgetönt, weiße, weiche Wärme ausströmend. Und heute ganz sicher der schlanken, ebenmäßigen Frauengestalt entfließend, die im Türrahmen stand. Denn ein Sonnenlichtstreifen war nicht da.

Ein Erinnern glomm nach einem kurzen, fragenden Blick in den rehbraunen Augen auf, und der strengen, klugen Stirn entfloh die verdüsternde Wolke eines starken Mißtrauens. „Treutlin", kam es kurz und knapp. „Ist Herr . . ." Er zögerte und sagte dann: „von Gagern daheim?"

„Mein Bruder ist hier. Bitte sehr, Herr Treutlin."

Also nicht seine Frau! Er meinte, im Erfassen dieses Gedankens etwas Beruhigendes, Tröstliches zu empfinden.

Oder quoll dieses Beruhigende aus ihrer Stimme, die wie das Läuten einer silbernen Glocke war, der man lange lauschen möchte?

Ein schmales Zimmerchen mit kärglichem Hausrat. Aber voll peinlicher Ordnung und blendender Sauberkeit. Etwas Gutes, Reines wehte Treutlin an. Die Stimmung, die ihn auf seinem Gange über die Heide beherrscht hatte, kehrte in leisen Schwingungen wieder, und die Eindrücke von vorhin verflachten und machten sich davon.

Brigitte von Gagern bat, ihren Bruder zu entschuldigen, er habe im Nebenraum noch Besuch, würde aber in ein paar Minuten kommen, und nötigte den Gast in das Prunkstück der Zimmereinrichtung, einen schwarzen Korbstuhl mit knarrendem Rohr. Sie selbst trat ein wenig zur Seite und lehnte sich leicht gegen einen alten birkenen Kleiderschrank. „Wir sahen uns schon einmal, gnädiges Fräulein", sagte Treutlin und fühlte sich von einer leisen Befangenheit umsponnen.

Brigitte senkte den Blick, ein feines Fältchen grub sich über der Nasenwurzel ein. „Vermeiden Sie, bitte, diese Anredeform", sagte sie. „Mein Bruder wünscht sie nicht. Nennen Sie mich einfach mit meinem Namen ohne das Adelsprädikat ... Wir haben es abgelegt." Es klang gereizt. Es mochte auch etwas anderes sein, das in ihrer Stimme mitschwang. Aber er fand keinen Namen dafür. Ehe er sich zurechtfand und zu erwidern vermochte, wurde die Tür zum Nebenraum geöffnet.

Gagern, ohne den fürchterlichen schwarzen Leichenbitterrock, eine graue Militärlitewka mit braunen Hornknöpfen tragend, überließ einem stark östlich aussehenden Herrn den Vortritt. Die stechenden Augen funkelten den Fremden beim Vorübergehen heimtückisch und mißtrauisch an, suchten dann das Gesicht Brigittes und hatten nun ein begehrliches Flackern.

Treutlin empfand ein ächzendes Unbehagen. Zu seiner Beruhigung beobachtete er, daß Brigitte ihr Gesicht in eisige Abwehr hüllte und die Abschiedsverbeugung des sich Entfernenden kaum erwiderte.

Gagern gab sich zerstreut und zerfahren, als er Treutlin begrüßte. Er schien über den unerwarteten Besuch des alten Kameraden nicht sonderlich angenehm berührt, sagte dann aber doch: „Es ist nett, daß Sie einmal gekommen sind." Als er Brigitte vorstellen wollte, erfuhr er, daß es nicht mehr nötig sei.

„Wir haben uns schon bekannt gemacht", sagte Treutlin förmlich, sich plötzlich stark verstimmt fühlend, denn er war davon überzeugt, daß der Zweck seines Besuches heute nicht erreicht werden würde und daß es daher am besten sei, ihn gar nicht erst zur Sprache zu bringen.

Aber als Brigitte dann bald, sich entschuldigend, das Zimmerchen verließ, und durch eine Tapetentür in ein halbdunkles, enges Küchenloch schlüpfte, ihre hohe Gestalt bückend, um sich nicht den Kopf zu stoßen, begann Treutlin doch davon zu reden, was ihn in der Hauptsache hergeführt hatte. Und er wußte: ich rede nicht seinetwegen, sondern ihretwegen. Ich habe nicht den Wunsch, daß er hier und aus allem übrigen herauskommt, sondern ich wünsche, daß sie dieser elenden Wohnung entfliehen kann und dieser fürchterlichen Atmosphäre entrückt wird. Brigitte deuchte ihn in ihrer ganzen Person plötzlich eine einzige Anklage gegen die sie umgebende Umwelt. Und die verhaltene, gedämpfte Trauer, die dem schönen Augenpaar wie etwas feiner Glanz anhaftete, schien ihm wie eine stumme, aber inbrünstige Bitte: Hilf mir, errette mich!

Treutlin hätte auch dann geredet, hätte auch dann reden müssen, wenn Gagern nicht dazu den Anlaß gegeben. Dieser beobachtete Treutlins Blick, mit dem er Brigitte nachsah, als sie in die Küche trat, und glaubte, Bedauern, Mitgefühl in ihm zu lesen. Mit demselben Ausdruck war sein Auge eben durch das niedrige, dürftige Zimmerchen gewandert. Er blickte Treutlin mit einer plötzlich wach werdenden Spannung an.

„Wo hinaus wollen Sie eigentlich, Herr Treutlin? Ich vermute, daß Sie in einer bestimmten Absicht gekommen sind."

Treutlin war aufgestanden und hatte ein paar Schritte getan, die wie das Hindrängen zu einem Entschlusse berührten. „Sie vermuten recht", sagte er nun. „Und ohne alles weitere Herumreden klipp und klar: Würden Sie bereit sein, sich einer Siedlungsgemeinschaft anzuschließen?"

Gagern blickte verständnislos und schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, wie Sie das meinen. Ich bin überhaupt völlig überrascht. Diese Frage hatte ich nicht erwartet."

„Lieber Gagern", sagte Treutlin mit vieler Wärme, bemüht, etwas ihm unter den Händen Entrinnendes doch noch zu halten, zum Bleiben zu bewegen — denn er hatte den Eindruck, daß Gagern sich ihm entwand — „lieber Gagern, wenn ich einmal ganz offen zu Ihnen reden darf: ich glaube Sie in Irrtümer verstrickt, in Torheiten verrannt — nein, bitte, lassen Sie mich erst zu Ende kommen — die Sie selbst als solche erkennen werden, wenn Sie sich mit anderen, gesunden Lebensverhältnissen in Berührung bringen. Darum wollte ich Ihnen vorschlagen, mit mir und anderen ehemaligen Frontkämpfern zusammen in der Lüneburger Heide, gar nicht weit von Uelzen, ein Siedler zu werden, sich eine eigene Scholle zu schaffen und . . ."

„Hören Sie auf, Herr von Treutlin! Ich bitte Sie, hören Sie auf! Es ist nutzlos, sich noch irgend welche Mühe zu geben." Gagern lachte mißtönend. „Sie glauben also, meine heutige Weltanschauung gestatte mir als Nutzanwendung, Ödland in Kulturland umzuwandeln, um kärgliches Brot zu haben? Und allem anderen müßte ich erlauben, daß es bliebe, wie es ist? . . . Herr von Treutlin, ich bin kein Idiot. Verzeihen Sie! Aber ich würde einer sein, wenn ich Ihren Vorschlag annehme. Und ich sage es Ihnen nun ganz offen. Ich kämpfe für das Zerschlagen des Staates in seiner bestehenden Art!"

Ein bedrückendes Schweigen kauerte in dem schmalen Gelaß. Und der Herr dieses Gevierts stand abgewandten Gesichts, die nervös sich schließenden und wieder öffnenden Hände auf den Rücken gelegt, und starrte in verbissenem Trotz auf den von Sonne überschütteten Alten Markt.

Daß ihm dieser Treutlin hatte in die Quere kommen müssen, um die Vergangenheit wieder lebendig werden zu lassen! Er hatte sie für abgetan gehalten und nicht mehr an sie gedacht, wie man ein altes Gewand, das man in den Lumpensack steckte, vergißt, weil es zu nichts mehr nütze ist. Und wenn das ganze Einst sich ihm entgegengestemmt hätte — heute wäre es zu spät gewesen. Er wollte und konnte nicht zurück. Und er hatte nur noch einen Wunsch: daß Treutlin gehen und niemals wiederkommen möchte.

Schwerfällig wandte er sich vom Fenster zurück und sah Treutlin mit gesenktem Kopf neben dem Korbstuhl stehen. Das, was ihn einst mit ihm geeint, trieb aus dunkler Verborgenheit eine wunderlich weiche Regung, die ihn hinzutreten ließ und ihm seltsam wirre Worte auf die Zunge legte.

„Es ist nun einmal so. Es muß auch Außenseiter geben. Ja, und, Herr von Treutlin, ich kann Ihnen nicht einmal sagen, daß ich bedauere, ein Außenseiter geworden zu sein."

Treutlin hatte sich überrascht hochgerichtet. Er war auf diesen Ton nach allem Voraufgegangenen nicht mehr vorbereitet. Er drängte den Gedanken an Gagerns Schwester, bisher als Unbewußtes in ihm nagend, wie ein helles Licht in den Vordergrund. Er brannte ihm feurig durch Hirn und Herz und forderte herrisch sein Recht auf Erörterung.

„Sie kommen mir mit Ihrer plötzlichen Art, anders zu reden als bisher, auf halbem Wege entgegen", sagte er und wunderte sich, daß seine Stimme nicht fest war, sondern leicht schwankte. „Ich will eine nutzlose Sache nicht von einer anderen Seite her neu angreifen. Glauben Sie mir, Gagern! Gestatten Sie nur noch eine Frage: Bedauern Sie auch nicht, ein Außenseiter geworden zu sein, wenn Sie an Ihre Schwester denken?"

„Nein", entgegnete Gagern, ohne Besinnen. „Meine Schwester teilt zwar meine Ansichten nicht, sie hat sogar versucht, mich in das alte Fahrwasser zurückzubringen, und ich weiß, daß sie noch heute hofft, mich umzustimmen. Aber sie ist trotz ihrer Gegeneinstellung bereit, die Konsequenzen meiner Überzeugung auf sich zu nehmen, weil sie mich liebt, wie eine Schwester ihren Bruder nur lieben kann."

Darauf erwiderte Treutlin nichts. Er hatte das Gefühl einer Benommenheit, einer lächerlichen Schwäche in allen Gliedern. Und ich konnte nur denken: „Dann muß sie also auch mit in den Strudel hinein und wird, wie Gagern selbst, an einer Klippe zerschellen."

(Fortsetzung folgt.)

Lützow.

Ein Heldenleben in Bildern.

(Zum 100. Todestage des Freiheitskämpfers am 6. Dezember)

Von Major a. D. Ernst Littmann.

14. Oktober 1806: Die Schlacht von Austerstädt steht schlecht für die Preußen. Blücher setzt sich zur Attacke an die Spitze seiner Reiterregimenter. Der Angriff bricht im Feuer der Karrees der französischen Division Gudin zusammen. Dem vierundzwanzigjährigen Leutnant Adolf von Lützow wird dabei die Hand zerschossen. Dennoch bleibt er bei der Truppe und erreicht mit den Trümmern seines Regiments die Festung Magdeburg.

Kurz vor der Übergabe von Magdeburg kauft er sich frei, erreicht über Kopenhagen Kolberg, schließt sich dort Schill an. Am 15. Februar 1807 wird Lützow, der jetzt eine von ihm selbst aufgestellte Schwadron Dragoner führt, bei Stargard durch Fußgelenkschuß zum zweiten Male verwundet.

Beide Wunden brechen immer wieder auf und zwingen ihn 1808, den Abschied zu nehmen.

30. April 1809: Zwischen Frankreich und Österreich ist Krieg ausgebrochen. Major von Schill entschließt sich, in Preußen den Freiheitskampf gegen Napoleon zu entfesseln. Sein Husarenregiment steht gerade im Begriff, das Biwak bei Potsdam zu verlassen, da erscheinen zwei Männer, der jüngere in der Uniform des Premierleutnants, der andere, eine untersetzte Gestalt mit blondem Haar und blondem Schnurrbart, in Zivil. Der ältere geht mühsam am Stock. Ein Hurra braust über das Feld: die zweite Schwadron hat Lützow, ihren alten Führer, erkannt. Es trifft sich gut: der derzeitige Chef ist gerade abkommandiert, Lützow übernimmt wieder seine alte Schwadron.

5. Mai 1809: Der französische Kommandant von Magdeburg hat Truppen ausgesandt, um Schill abzufangen. Bei Dodendorf kommt es zum Treffen. Lützow attackiert mit seiner zweiten Schwadron ein Karree, ein Brustschuß wirft ihn aus dem Sattel. Erst nach dem siegreichen Gefecht wird der Verwundete aufgefunden. Nur mit Mühe gelingt es, ihn vor den Nachstellungen der Franzosen zu verbergen. Auf dem Krankenlager erhält er die Nachricht vom Tode Schills.

Vier Jahre später: Die „Grande Armee" ist in Rußland zugrunde gegangen, der Sturm in Deutschland bricht los. Am 18. Februar 1813 setzt der König von Preußen seine Unterschrift unter die Ordre für das Lützowsche Freikorps. Ihr erster Punkt besagt, daß sich das „Königlich Preußische Freikorps" aus Freiwilligen zusammenzusetzen habe und daß „von Seiten des Staates nichts geliefert wird als die Waffen für diejenigen, welche sich selbst keine brauchbaren Büchsen und Kavallerie-Seitengewehre anschaffen können."

Aufgabe des Freikorps ist es, die rückwärtigen Verbindungen des Feindes zu stören und die Bewohner für den Aufstand gegen Napoleon zu gewinnen.

Zweimal trifft Lützow bei seinen Streifzügen die Kugel: In dem siegreichen Gefecht an der Göhrde (16. September 1813) wird er bei einer Attacke durch Unterleib- und Oberschenkelschuß schwer verwundet (in demselben Treffen findet Eleonore Prohaska, die den Feldzug als „Jäger Renz" bisher unerkannt mitgemacht hatte, den Tod); bei dem Rückzug durch die Ardennen, der beinahe zu einer Katastrophe wird, erhält Lützow am 16. März 1814 einen Schuß durch die Hand.

Am 6. April wird Lützow Oberstleutnant, am 2. Juni durch das E. K. 1. und zwei hohe russische Orden ausgezeichnet. Nach dem Kriege wird aus der Kavallerie des Freikorps das Ulanenregiment Nr. 6 gebildet, und Lützow bleibt Kommandeur des Regiments.

1815: Napoleon ist aus der Verbannung entflohen und hat die Herrschaft über Frankreich wieder an sich gerissen. Der neue, letzte Kampf gegen den Korsen entbrennt. Lützow wird Führer einer aus drei Regimentern zusammengestellten Kavalleriebrigade. Napoleon wendet sich zuerst gegen seinen gefährlichsten Feind, gegen die Preußen unter Blücher. Am 16. Juni nimmt der Marschall bei Ligny die Schlacht an. Die zugesagte englische Hilfe bleibt aus: Wellington, der Führer der englischen Armee, hat die Nacht vom 15. zum 16. auf einem Ball in Brüssel verbracht. Immer bedrohlicher wird die Lage der Preußen. Da — die Dämmerung senkt sich schon herab — ein preußischer Kavallerieangriff. Die französischen Reiter werden in die Flucht geschlagen. Weiter braust die Attacke, auf die noch nicht in den Kampf geworfene französische Garde. Die „formiert das Karree", läßt den Feind auf 150 Meter herankommen. Eine Salve kracht, reißt furchtbare Lücken; dennoch rast der Angriff weiter. Vornweg noch immer der Kommandeur. In einer zweiten Salve bricht die Sturmwelle zusammen. Dicht vor dem französischen Karree liegt unter seinem toten Pferd der Kommandeur des Regiments: Adolf von Lützow.

Napoleon, der Sieger der Schlacht, läßt die Gefangenen auf den Friedhof von Ligny zusammenbringen. Als er den Mann erblickt, den er gehaßt hat wie nur wenige, dessen Leute er als Gefangene auf die Galeeren schickte, ruft er triumphierend aus: „Ah, voiçi le chef des brigands!". Lützow, der „Räuberhauptmann", wird mit anderen Gefangenen nach Paris abtransportiert.

Am 18. Juni ist der große Sieg bei Waterloo errungen, Napoleon für immer abgetan. Wenige Tage später fällt den auf Paris vordringenden preußischen Truppen der Gefangenentransport in die Hände, Lützow ist wieder frei. Der König zeichnet ihn durch Verleihung des Pour le mérite aus und — am 3. Oktober — durch Beförderung zum Oberst.

Lützows erste, 1810 geschlossene Ehe wird 1824 geschieden. Fünf Jahre später heiratet Generalmajor Lützow die 21 Jahre jüngere Witwe seines Bruders. 1833 wird er, dem das bei Ligny durch Quetschung verletzte Knie bis zum Tode Schmerzen verursacht, zur Disposition gestellt. Schon im Jahre darauf, am 6. Dezember 1834, erleidet der erst Zweiundfünfzigjährige einen tödlichen Schlaganfall. Genau fünfzehn Jahre später, am 6. Dezember 1849, wird ein anderer großer Reiterführer geboren: der jetzt fünfundachtzigjährige Feldmarschall Mackensen.

Nicht durch das, was er in den Kämpfen erreicht hat, ist Lützow der unsterbliche und in Liedern gefeierte Held der Freiheitskriege geworden, sondern durch seinen ungeheuren Schneid, der auch dem jungen, noch kriegsungewohnten Freiwilligen Ansporn und Kraft zum rücksichtslosen Draufgehen gab und so den Ruf von „Lützows wilder, verwegener Jagd" schuf.

Das Mädchen mit den schönsten Augen.

Skizze von Walter Persich.

Zwischen London und Birmingham verkehrt täglich ein beschleunigter Personenzug.

Carri Mesterfield, „das Mädchen mit den schönsten Augen der Welt", wie man sie in ersten Londoner Kreisen nannte, benutzte einmal wöchentlich diesen Zug, um ihre in Birmingham verheiratete Schwester zu besuchen, und fuhr mit ihm auch zurück. Vor drei Wochen war das wieder der Fall. Sie verfolgte mit Vergnügen, wie der Zeiger zur Abfahrtminute vorrückte, ohne daß sie Reisegesellschaft bekam. Schon rückte der Zug an — da sprang ein junger Mann auf das Trittbrett, riß die Tür des Abteils auf und stieg ein.

Zwanzig Minuten lang ging alles gut. Dann hatte der Mensch die Frechheit, mit einem vielsagenden Blick in Miß Mesterfields schöne Augen ihr sein Zigarettenetui vor die Nase zu halten. Sie lehnte kurz ab.

„Ah, Mylady rauchen nicht? Vielleicht ein bißchen Konfekt?"

„Danke. Von fremden Leuten nehme ich nichts an."

„Ein guter Grundsatz!" Er blies den Zigarettenrauch genießerisch in die Luft. „Man kann ja auch nie wissen, mit wem man fährt. Ich könnte Ihnen zum Beispiel Betäubungszigaretten oder vergiftetes Konfekt anbieten, um Sie in aller Gemütsruhe zu berauben. Wir fahren noch rund 40 Minuten ohne Anhalten." Miß Mesterfield las krampfhaft in ihrem Roman weiter. „Wissen Sie übrigens", fuhr der Fremde fort, „daß ich Sie hier im Abteil ermorden könnte?" Dabei hatte er eine Hand in die Tasche geschoben.

Miß Mesterfields Hände ließen das Buch fallen. Sie wollte aufspringen — ein Revolver richtete sich auf sie.

„Die Notbremse ist dort drüben — das sind mindestens drei Schritte. Schon beim ersten würden Sie tot umsinken, während Ihnen nichts geschieht, wenn Sie hübsch sitzen bleiben."

„Nein, nein!" schrie sie auf. „Wollen Sie meinen Schmuck . . ."

Er winkte gelangweilt ab. „Ihren Schmuck! Etwas anderes, Miß Mesterfield . . . Man erzählt sich in der City, daß Sie bisher jeden Bewerber um ihre Hand abgewiesen haben. Ihretwegen hat der junge Lamborn einen Selbstmordversuch gemacht. Ihretwegen ist Chatterton in die Kolonien gegangen. Ihretwegen hat Mansfield im Examen versagt. Ihretwegen . . ."

„Wie können Sie es wagen . . ."

„Ich verlange, daß Sie sich mit mir verloben!"

„Lächerlich — das ist eine Nötigung, Willensberaubung. Ich kann es in jeder Minute widerrufen!"

„Gewiß", lächelte er, aber es würde einen peinlichen Skandal geben. Bitte . . .", er reichte ihr die Londoner Morgenzeitung. Ihr Blick fiel auf eine Anzeige am Kopf der Verlobungsspalte:

Als Verlobte empfehlen sich

Carri Mesterfield
Lord George Melton.

„. . . und hier", fuhr er fort, „diesen kleinen Zettel werden Sie mir unterzeichnen. Ich habe gewettet, mit Ihnen verlobt in London anzukommen. Aus Rache für meine Freunde Lamborn, Chatterton und Mansfield, verstehen Sie? Und dabei würde es mir auf einen kleinen Mord nicht ankommen."

„Das werden Sie wagen . . ."

„Natürlich werde ich es wagen. Ich habe mein Alibi so vorbereitet, daß ich von dem Augenblick an, wo ich den Zug verlassen habe, niemals mitgefahren bin — Scotland Yard würde einfach nicht auf meinen Trick kommen, wenn man Sie mit einer Kugel im Herzen eine Stunde nach Einlaufen des Zuges hier in den Polstern fände."

Eisige Kälte preßte Carri Mesterfields Herz zusammen. „Gut — ich werde diesen Wisch unterschreiben, um Ihnen zu bestätigen, daß Sie gestern in meinem Auftrag die Anzeige aufgegeben haben und unsere Verlobung bis zu ihrem Erscheinen im Morgenblatt geheimgehalten werden sollte, um meine Tante vor eine vollendete Tatsache zu stellen." Sie kritzelte mit dem dargereichten Füllfederhalter ihren Namen unter das Schriftstück. „Aber schon auf dem Bahnhof kann ich sagen, wie es wirklich ist . . ."

„Gewiß!" lächelte er. „Aber jeder Mensch wird überzeugt sein, daß ich die Wahrheit sage, wenn ich erkläre: Ein kleiner Streit zwischen Verlobten kommt ja mal vor. Es tut Lady Mesterfield eben schon wieder leid, einen wenig vermögenden Lord erwählt zu haben. Es steht Ihnen lediglich frei, die Verlobung morgen aufzuheben. Das macht keinen guten Eindruck, wie Sie wissen." — — —

Während man im Klub mit Spannung auf das Erscheinen Lord Meltons wartete, während Chelter die tausend Pfund zusammenpumpte, um die er mit Melton gewettet hatte, während Charly Matter sich hinter seiner beschränkten Miene sehr wichtig tat und überzeugt war, nun würde Carri wohl seinen vierten Antrag endlich annehmen, weil sie durch die zweifellos morgen schon wieder aufgehobene Verlobung ein bißchen bloßgestellt sein würde, geschahen hinter verschlossenen Türen weitere Überraschungen.

Melton hatte im nächsten Morgenblatt vergeblich den Widerruf gesucht. Dann wurde ihm Carri gemeldet. Er empfing sie in der Bibliothek. Kaum hatte der Diener den Raum verlassen, öffnete sie die Handtasche und hob ihrerseits einen Revolver gegen den jungen Lord.

„Drollig!" lachte er. „Sie haben gut gelernt, Mylady — nur eines übersehen Sie: Meine Waffe war ungeladen, für den Fall nämlich, daß Sie doch die Notbremse gezogen hätten. Diese Waffe aber macht mir verdammt den Eindruck, wirklich gefährlich zu sein. Was darf ich für Sie tun, Liebling. . ."

„Liebling!" Alle Empörung, deren Sie fähig war, klang aus diesem Worte. „Sie werden sofort mit mir kommen und sich mit mir trauen lassen. Dann gehen wir vierzehn Tage auf die Hochzeitsreise. — Sie sind irgendwo in Ihrem verdorbenen Herzen wohl doch noch ein Gentleman und werden wissen, daß Sie aus dieser mir aufgezwungenen Trauung keinerlei Rechte ableiten können. Nächsten Monat lassen wir uns scheiden . . ."

„Wir wollen uns trauen lassen?"

„Ja — eine Scheidung ist weniger peinlich als eine aufgehobene Verlobung, Mylord, Das wissen Sie so gut wie ich. Und außerdem übernehmen Sie natürlich die Schuld!"

„Gewiß, gewiß", nickte er fröhlich, „herzlich gern. Mir macht es nichts. Vergessen Sie aber nicht meine Gläubiger! Sie sind ein reiches Mädchen, Mylady, ich bin ein reichlich armer Lord . . ."

„Verlieren wir keine Zeit. Geben Sie dem Diener Anweisung, die Koffer zu packen! Wir müssen sofort reisen, um allen neugierigen Fragen zu entgehen." — — —

Die Vermählungsanzeige, die am nächsten Morgen erschien, wirkte um so mehr wie eine Bombe, als Lord und Lady Melton sofort die Hochzeitsreise nach dem Kontinent angetreten hatten, ohne auch nur einen Menschen zu empfangen.

Über Paris, Rom, Wien und Berlin war das junge Paar in Hamburg eingetroffen. Am letzten Abend vor der Heimfahrt äußerte Lady Melton den Wunsch, die Oper zu besuchen. Der Lord besorgte Karten. Nach der Oper äußerte Lady Melton den Wunsch, noch ein bißchen zu tanzen. Man trank Sekt, man tanzte, es wurde später, und je mehr man trank, desto mehr sank die Stimmung der Lady.

„Beste", erkundigte sich der Lord besorgt, „Sie sind traurig? Kann ich nichts für Sie tun?"

„Sie — und etwas für mich tun!" sagte sie böse, und er fand wieder bestätigt, daß seine junge Frau in London mit Recht „das Mädchen mit den schönsten Augen der Welt" genannt worden war.

„Wirklich", versicherte er, ich werde alles tun, um Sie fröhlich zu machen. Ich habe Sie geheiratet, wie Sie es verlangten. Morgen fahren wir zurück. Wir werden uns, ganz nach Ihren Wünschen, sogleich scheiden lassen."

Tränen traten in Carris schöne Augen. „Das . . . das . . .", stammelte sie, „ist es ja gerade! Sie nahmen unsere Abmachung so gräßlich ernst. Mir ist noch kein so widerlich kühler Mann begegnet, wie Sie es sind."

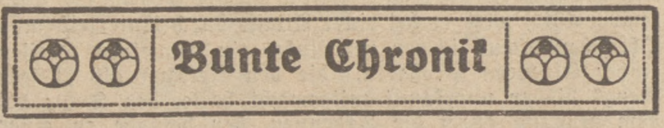
Wie gesagt, es war schon spät und die Stimmung ringsum recht gelockert. Darum merkten es die Umsitzenden kaum, daß ein Herr im Frack plötzlich eine junge Frau in die Arme nahm, sie herzlich küßte und ihre zuflüsterte: „Ich wußte es — ich wollte es, Carri! Aber ich kannte deinen Stolz und wollte dich darum ganz als Geschenk von dir selbst haben!"

Nur ein Griesgram an der Bar machte über seinem Gin ein entrüstetes Gesicht. „Sagen Sie mal, Herr Ober, geht das hier immer so zu . . ."

„Keineswegs", flüsterte der Kellner, „das ist nur ein junges Paar aus London auf der Hochzeitsreise . . ."

„Allerdings", lachte da selbst der Griesgram, „dann könnte ja nicht mal die Polizei einschreiten, dann ist ja alles in Ordnung!"

Und das fanden Lord und Lady Melton auch.



Bunte Chronik

Eine Kuh hat einen Affen.

Das kann eigentlich auch nur in Amerika vorkommen! In Ashland, im Staate Wisconsin, hatte man auf dem Anwesen des Farmers McDougall versehentlich einen ganzen Eimer Alkohol im Freien stehen lassen. Eine vorübergehende Kuh, die offenbar Durst hatte und Prohibitionsgegner war, machte sich über ihn her und trank ihn bis zur Neige aus. Sie wurde zuerst sehr fidel, schaukelte mächtig und legte sich dann lang, um ihren Kolossalaffen auszuschlafen. Der schnell herbeigeholte Tierarzt hatte 24 Stunden lang zu tun, um das sternhagelbezechte Tier wieder nüchtern zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.